

während seine Augen traumvoll in das Halbdunkel blickten, ohne etwas von der buntwechselnden Umgebung wahrzunehmen.

Ein schwacher Schlag auf die Schulter brachte ihn in die Wirklichkeit zurück. Vor ihm stand ein ehemaliger Schulkollege, Doctor Lange, jetzt ein aufstrebender Arzt mit kleiner Praxis, die sich größtenteils auf unentgeltliche Ordinationen beschränkte.

„Wen suchst Du denn hier in meiner Gegend, Schulmeister?“ fragte er, indem er ihm lächelnd die Hand entgegenstreckte.

„So?“ Deine Gegend?“ fragte Heinrich unwillkürlich aufsehend, „ich bin ganz zufällig hierher gerathen.“

„Freilich, Alles meine Domaine,“ lachte der Arzt, „hier Haus um Haus, ein Ueberfluß von Patienten.“

„Also schon so beliebt? Auf dem besten Wege, ein vielgesuchter Arzt zu werden?“

„Na, damit eilt es nicht so. Vorläufig sind es die Armen — Gratisbesuche.“

„Wahrlich, ein menschliches Wort, um das ich Dich beneide,“ sagte Heinrich.

„D, es liegt nicht der geringste Grund vor,“ erwiderte Doctor Lange seufzend, „täglich das größte Elend, die traurigste Armuth mit ansehen, mit erleben zu müssen und nicht helfen zu können! Geld, lieber Freund, Geld ist es, was den Meisten fehlt, die Noth erzeugt die Krankheit und der Mangel den Tod.“

„Da oben in diesem Hause“ — er wies mit der Hand auf ein Haus, dessen Anblick Heinrich erschrecken machte und ihm zum Bewußtsein brachte, wo er sich eigentlich befand — „da oben in diesem Hause,“ fuhr der Doctor fort, „wird's heute auch eine Entscheidung auf Tod und Leben geben, eine Katastrophe, die nur durch Mangel, durch bittere Noth herbeigeführt wird.“

„Frau Arnold?“ fragte Heinrich mit stockendem Athem.

„Du kennst sie?“

„Nur flüchtig,“ sagte Heinrich wieder gefaßt, „ich dachte sie in guten Verhältnissen.“

„Sehr traurige, lieber Freund, seitdem die Tochter nichts verdienen kann.“

„Wie, die Tochter?“

„Ein schönes Mädchen, nicht wahr? nur allzu ernst, allzu gedrückt. Sie hatte vor etwa vier Monaten das Unglück, auf eine mir ganz unbegreifliche Weise mit einem scharfen Instrument sich die Hand zu verwunden. Wie das geschah, wollte sie mir nicht sagen, wenigstens nicht die reine Wahrheit. Sie hatte sich damit so zu sagen ihren Beruf entzweigeschnitten, da ihre Finger noch auf Monate hinaus gelähmt sein werden. An das Clavier ist vorläufig nicht zu denken. Sie verlor die Stunden und damit das Einkommen und seitdem ging es immer mehr abwärts.“

„Und die Mutter?“

„Ist todtkrank. Heute Nacht tritt die Entscheidung ein. Hoffnung habe ich wenig, denn es fehlt an Allen. Ich werde heute jedenfalls noch hinsehen.“

Der Arzt warf einen Blick auf die Uhr und verabschiedete sich. Heinrich aber blieb gedankenvoll stehen und sah mit schmerz erfüllten Augen zum Haus hinaus, dessen Mauern im trüben Schein der Straßenlaternen wie eine düstere, unheilvolle Masse erschienen.

Nun schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Mit einer Bewegung, als wollte er alle unangenehmen, widerstrebenden Gedanken abschütteln, ging er auf das Hausthor zu und schritt dann langsam die Treppe hinan.

Auf ein Klopfen an die wohlbekannte Thür im dritten Stock erfolgte keine Antwort. Gleichwohl versuchte er die Klinke; die Thür war nicht verschlossen und er trat ungehindert ein.

In dem einst so anheimelnden Gemach sah es jetzt sehr traurig aus. Eine kleine Lampe verbreitete ihr spärliches Licht im kalten, ungeheizten Raum, der auffallend leer ausah.

Das Pianino war verschwunden und an dessen Stelle stand ein alter, gebrechlicher Sessel, der das Fehlen des Instrumentes noch fühlbarer machte. Nur das Krankenbett war unverändert. Stöhnend bewegte sich Frau Arnold auf ihrem Lager, und als sie den Schritt Heinrich's hörte, öffnete sie eine Sekunde ihre tief eingefallenen glanzlosen Augen, um sie sogleich wieder zu schließen.

Mathilde war nicht anwesend.

Heinrich rückte leise einen Stuhl zurecht und nahm am Tisch Platz. Er wagte kaum zu athmen, und doch war ihm das Herz so schwer, so bang; unsägliches Mitleid erfüllte ihn und wieder gedachte er der freundlichen, süßen Stunden, die er in schöner Sommerzeit hier, wo es jetzt so traurig ausah, zugebracht.

Da ging die Thüre auf und Mathilde trat leisen Schrittes ein. Mit dem ersten schnellen Blick sah Heinrich, wie bleich ihre Wangen waren, wie kummerstark ihr Gesicht.

In der mit einem Verband unwiderrichtlichen Rechten trug sie eine Medicinflasche, die sie auf ein kleines Kästchen neben die Thüre stellte.

„Sie sind schon hier, Herr Doctor?“ fragte sie, ohne recht aufzublicken.

„Mathilde!“ rief Heinrich leise.

Beim Tone seiner Stimme fuhr sie erschreckt zusammen. Während sie sich schnell zu ihm wandte, zeigte ihr Gesicht den Ausdruck starren Entsetzens. Die blauen Augen waren weit geöffnet, die Wangen schienen noch blässer.

„Mathilde!“

„Heinrich!“ sagte sie mit zitternder Stimme, „Heinrich, warum sind Sie gekommen? Wollen Sie sich etwa jetzt rächen, mich demüthigen?“

„Still, wecken wir die Kranke nicht,“ sagte er rasch, „zunächst bitte ich Sie, mich als den alten Freund zu betrachten und mir zu erlauben —“

„Unter keiner Bedingung!“ rief sie.

Heinrich stand auf und sah ihr ernst ins Gesicht.

„Vergessen Sie nicht,“ sagte er etwas herb und nachdrücklich, „daß es sich nicht um Sie, sondern um Ihre sterbenskrante Mutter handelt. Und als Freund dieser alten Frau bin ich jetzt hier. Wollen Sie also thun, was ich sage.“

Nach einer halben Stunde brannte ein behagliches Feuer im Kamin, der langsam die langentbehrte Wärme in das Zimmer ausstrahlen begann. Mathilde war bis jetzt ab und zu gegangen, ohne daß ein Wort zwischen Beiden gewechselt wurde. Eine größere Lampe, die jetzt angezündet ward, verbreitete ein freundlicheres Licht und ließ den Raum wohllicher erscheinen. Heinrich saß unterdessen am Tisch und war scheinbar in das Lesen eines alten Buches vertieft, während er in Wirklichkeit jede Bewegung Mathildens verfolgte. Diese hatte trotz der veränderten Verhältnisse nichts von ihrer Frische und ihrer jungfräulichen Elasticität eingebüßt. Heinrich war es, als wäre er

erst gestern hier gewesen, als hätte er mit Mathilde erst gestern zuletzt gesprochen — und doch mußte er sich sagen, daß eine lange, lange Zeit inzwischen vergangen, daß so viel seitdem geschehen war.

Mathilde war ans Fenster getreten, wo sie eine Weile stehen blieb. Sie rang mit einem Entschluß, die verschiedensten Gedanken durchkreuzten ihren Kopf, ihr Athem flog und ihr Dusen hob sich in heftiger Bewegung.

Dann wandte sie sich zu Heinrich.

(Schluß folgt.)

## Allerlei.

(Nachdruck verboten.)

**Sien-Long**, der vorige Kaiser von China, fragt Sir Georg Stanton, wie man die Ärzte in England belohne. Als ihm, nicht ohne Schwierigkeit, begrifflich gemacht worden war, wie gut sie während der Krankheit der Patienten von diesen bezahlt würden, rief er aus: „Ist denn noch Jemand, der Geld zum Krank sein hat, in England gesund? — Nun will ich auch sagen, wie ich meine Ärzte bezahle. Ich habe vier, denen meine Gesundheit anvertraut ist; dieser wird wöchentlich ihre bestimmte Besoldung gegeben aber von dem Tage an, an welchem ich krank werde hört ihr Einkommen auf, bis ich wieder genese. Ich brauche auch nicht zu versichern, daß meine Krankheiten so kurz als möglich sind.“

**Der Bauer und sein Advocat.** „Herr, Herr,“ sagte ein Bauer zu seinem Advocaten, dem er ein großes Paket Schreibens bezahlen mußte, „das ist ja sehr weitläufig geschrieben, hätte denn nicht ein bißchen kleiner geschrieben werden können?“ — „Das versteht Ihr nicht, lieber Mann,“ versetzte der Advocat, „das ist actenmäßig geschrieben. Wenn Ihr aber kein Geld habt, so könnt Ihr mir ein paar Acker Land dafür pflügen.“ Der Bauer pflügte die Furchen zwei Fuß breit auseinander. „Ei, ei,“ rief der Advocat, „das ist ja erstaunend weitläufig gepflügt.“ — „Herr,“ war die Antwort, „das versteht Er nicht; das ist nun nicht anders, das ist actenmäßig gepflügt.“ Der Advocat lachte und ging fort.

**Der eigene Kopf der passendste.** Heinrich VIII., König von England, der mit Franz dem Ersten, König von Frankreich, auf dem Kriegsfuß stand, beschloß, letzterem einen Gesandten zu schicken. Er wählte den Bischof Bonner, in welchen er besonderes Vertrauen setzte. Dieser Bischof stellte dem Könige Heinrich vor, daß sein Leben in großer Gefahr wäre, wenn er einem so stolzen Könige, wie Franz dem Ersten, beleidigende Reden hielte. „Fürchten Sie nichts,“ sagte Heinrich der Achte, „wenn der König Franz der Erste Sie töpseln ließe, würden auch die Häupter zahlreicher Franzosen, die sich hier in meiner Macht befinden, fallen.“ — „Ich zweifle nicht daran, Majestät,“ antwortete der Bischof, „aber von allen gefallenen Köpfen dürfte kaum ein einziger sein, der sich meinen Schultern so gut anlehnte, als eben der, welchen ich gegenwärtig trage.“

## Bilder aus Salzburg.

In unserer heutigen Nummer führen wir unseren Lesern 3 Ansichten aus der Stadt vor, welche nach einem Ausspruch N. v. Humboldt's mit Neapel und Konstantinopel zu den schönsten der Erde zählt. Salzburg liegt am Thor der österreichischen Alpenwelt und ist eine der am meisten besuchten Städte der ganzen Monarchie. Unser erstes Bild bringt den malerischen berühmten Friedhof von St. Peter, der zum Theil von Arkaden umgeben, an seiner Mündung durch die senkrechten Felswände des Rindlschberges geschlossen und von der Feste Hohensalzburg überragt wird. In seiner Mitte enthält der Friedhof eine schöne Margarethen-Kapelle in spätgothischem Stil. Droben in der Felswand befinden sich die angeblichen Stellen des heiligen Rupert und die höchst merkwürdige Einsiedelei des heiligen Maximus, gest. 477, nach der Legende Aufenthaltsort dieses Glaubensboten, in Wirklichkeit jedoch wohl römische Grabstätten. Neben dem Friedhof liegt der weltbekannte Stillskeller, dessen Hof unser Bild zeigt. Der Keller ist berühmt durch seine vorzüglichen österreichischen und ungarischen Weine, und als Lebenswürdigkeit wird das Haydn-Büchlein, die Stammliste des Komponisten gezeigt. Unser zweites Bild führt uns auf das Dach des Hotels Gaisbergspitze, auf dem 3 Meilen von Salzburg entzerrten Gaisberg gelegen, zu dem seit 1887 eine Bahndamm hinaufführt. Man genießt von hier aus einen unvergleichlich schönen Fernblick auf das ganze Panorama der Salzburger Alpenwelt.